

Lebensgeschichten

für die

Morgengebete in St.Marien (in der Bonner Altstadt)

in der Karwoche 1986

Montag, Mt 26, 51-54

Brücke:

Die Begleiter Jesu merkten, dass es ernst wurde.
 Sie mussten ihn frei geben für seinen Weg zu den Menschen, von denen jetzt nichts mehr Gutes zu erwarten war.
 In der Luft lag die Verschärfung der Ereignisse.
 Dagegen weigerten sie sich

Ähnliche Situationen kennt das Leben immer wieder.
 Mitten durch uns als Einzelne und als Mitträger sozialer Strukturen geht die Machtlinie,
 die auf Gewalt oder Gegengewalt setzt,
 und geht in aller Aussichtslosigkeit der Hoffnungsweg, den Jesus geöffnet hat.

Die Menschen am Rand unserer Gesellschaft sind in ihrer offenen Heillosigkeit
 dem Punkt sehr nahe,
 an dem Macht, Ohnmacht und Hoffnung aufeinander stoßen.
 Selbst sie tragen wie wir alle die Gegensätze in sich.
 In ihren Lebenswegen jedoch und in unserer Reaktion darauf wird die unfreie Realität offenbar.
 Wir stehen wie Jesu Begleiter vor dem schmerzhaften Schritt,
 die Hoffnung durch Kapitulation frei zu geben,
 unsere Mitmenschen und uns selber für die Befreiung los zu lassen.

Lebensgeschichte:

Peter auf seinem Weg zwischen Anpassung und Verweigerung.

Peter taucht 1975 auf, findet Kontakt zu einem studentischen Arbeitskreis.
 Hinter ihm liegt die erste Strafe im Siegburger Jugendgefängnis.
 Er hatte sich in München telefonisch bei der Polizei als Mitglied der Baader-Meinhof-Gruppe
 ausgegeben, mit einem Bombenattentat gedroht, um Geld zu erpressen.
 Peter findet schnell Leute, die ihm helfen wollen: Zimmersuche, Arbeitssuche, Behördengänge.
 Peter ist freundlich und kontaktfreudig.
 Aber er versteckt sich hinter Geschichten, in denen erfundene Abenteuer und ein Funke Realität
 kaum auseinander zu halten sind.
 Peter verliert schnell wieder, was ihm besorgt wurde.
 Wenn er Geld hat, trinkt er, spielt den großen Mann.
 Anschließend wird er wieder zum Sorgenfall, bestiehlt seine Freunde, haut für einen Tag ab, kommt
 zurück, tastend, welche Reaktion erfolgt.
 Wir, seine Freunde, machen ihn uns zur Aufgabe. Wir wollen ihn erziehen, ihn resozialisieren.
 Bald wissen wir einiges über ihn:
 Er hat sich mit seinem Vater überworfen, hält nur noch Kontakt über die Mutter, galt in seiner
 Jugend als schwer erziehbar, war zeitweise in Heimen, eine Bäckerlehre hatte er nach zwei Jahren
 abgebrochen, weitere Arbeitsstellen nicht behalten.
 Er träumt von Familie, fester Arbeit in gehobener Stellung, von einem schnellen Auto und tut alles,
 was dies unmöglich macht.
 Ein Jahr wohnen wir zusammen, es ändert nichts, außer, dass wir uns besser kennen lernen.
 Eine Beziehung entsteht in starkem Gefälle zwischen Helfer und Knacki.

Als Peter wieder mehr auf sich gestellt ist, versucht er die erste Therapie, Abbruch nach zwei Wochen.

Es folgt ein Fluchtweg quer durch das Ruhrgebiet, die Rückkehr zu den Eltern scheitert kläglich, er sucht Unterschlupf bei einer Werbetruppe eines Zeitschriftenverlages, hält die unbarmherzigen Praktiken nicht aus, verbringt mit mir einige Wochen in einem Kloster, klagt dort nachts den Wagen, sitzt im Gefängnis, lässt sich zu einer zweiten Therapie im Bonner LKH (Landeskrankenhaus) motivieren. Diese dauert 4 Monate, Abbruch, Saufen Stehlen, Lügen. Immer wieder kommt er an, gesteht alles, geht mit zur Polizei, fängt von vorne an. Immer wieder scheitern die Neuanfänge. Wir tun viel für ihn, sensibilisieren Behörden, nehmen den größten Druck, hoffen auf Erfolg und werden enttäuscht.

Peter verliert bei vielen das Vertrauen, es mehren sich die Stellen und Leute, bei denen er sich nicht mehr sehen lassen kann.

Kurzschluss, Diebstahl, er rettet sich in die Arme der Justiz.

Nach zwei Jahren Haft fester Entschluss: Jetzt will ich aus der Scheiße raus!.

Dritter Therapieversuch, aussichtsreich, endlich am Ziel aller Träume, wieder Abbruch.

Danach bahnt sich ein steiler Absturz an, eine Tieflandung schlimmer als vorher.

Ich halte das ewige Hin und Her nicht aus und sage: Ich kann Dir nicht mehr helfen.!

Zwei Monate ist er nicht mehr zu sehen, dann taucht er wieder auf, besäuft sich sinnlos, erpresst von einem Taxifahrer Geld, stellt sich der Polizei ohne unser Zutun und erntet 5 Jahre Gefängnis.

In einer fairen Verhandlung erlebe ich einen Peter, der nicht mehr lügt, annimmt, was kommt, ohne sich aufzugeben und zu unterwerfen.

Und wir, der Rest seiner Freunde, machen uns nichts mehr vor.

Wir spüren, wir können keine Erfolge produzieren.

Peter sitzt seine Strafe zur Zeit in Münster ab, versucht den Hauptschulabschluss nach zu machen.

Wir wissen nicht, was daraus wird.

Peter muss jetzt seinen Weg selber finden und wir den unseren.

Aber wir bleiben Freunde, das heißt wir sind dabei, endlich gute Freunde zu werden.

Nachtrag (19.4.2021):

Nach seiner Entlassung haben wir uns noch einige Male getroffen. Er fand eine Frau, mit der er auf Wanderschaft gegangen war, nach Süden. In Esslingen fanden die beiden eine Wohnung und heirateten. Wir hielten telefonischen und brieflichen Kontakt.

Nach einigen Jahren kam ein Brief zurück mit dem Vermerk: Unbekannt verzogen.

2012 konnten wir im Internet eine Todesanzeige finden, die von der Esslinger Obdachlosenhilfe aufgegeben worden war.

Dienstag, Joh 18,33-38

Brücke:

Zwei Reiche stehen sich gegenüber.
 Zwischen ihnen ist keine Verbindung möglich, sie schließen sich aus.
 Fürsten, Herrscher, Regierungen kennen die Menschen nur von ihrer angepassten, unterworfenen Seite, sie kennen sich selber nur von oben.
 Jesus kennt die Menschen, wie sie sind, als einzelne und in ihrem wahren Miteinander oder Gegeneinander.
 Er ist nicht abhängig. In all seiner Angst und Betroffenheit ist er frei von entfremdeter Macht.
 Wir bewegen uns zwischen diesen beiden Reichen und müssen uns entscheiden.
 Das geht oft ein Leben lang.
 Wenn wir nicht entschieden leben, werden wir von den Zwängen gelebt werden.
 Viele Menschen werden bevorzugt geboren, dennoch sehnen sie sich nach echter Befreiung.
 Der Weg durchs Nadelöhr ist schmerzhaft.
 Jesus macht Mut: Für Gott ist nichts unmöglich.

Lebensgeschichte:

Ruta Natalja, die gestrandete Fürstin

1980 ruft Ruta uns an, weil sie mit dem Unkraut in ihrem kleinen Garten nicht mehr klar kommt.
 Damals ist aus dem studentischen Arbeitskreis für Strafgefangene eine Selbsthilfegruppe hervor gegangen, die durch gemeinsames Arbeiten und Leben soziale Trennung überwinden will.
 Wir lernen eine über 70-jährige Frau kennen, die eine faszinierende Ausstrahlung hat:
 Selbstbewusst, gebildet, eine Fürstin, die in einer Altenwohnung in der Betonsiedlung in Tannenbusch wohnt.
 Ich besuche sie öfter.
 Es gibt bei ihr mehreres zu reparieren. Dabei lerne ich sie näher kennen.
 Bei einer Kanne Tee entwickeln sich lange Gespräche, in denen ich die Gegensätze in ihrem Leben zu spüren bekomme.
 Sie trägt einen holländischen Nachnamen, doch sie ist keine Holländerin.
 Von ihrem Mann hat sie sich vor zwanzig Jahren getrennt und jede Beziehung abgebrochen.
 Ihr Sohn lebt in Amsterdam, kommt aber aus einer früheren Ehe.
 Der Weg zurück in ihrem Leben führt über einen Fluchtweg:
 Vor Holland war Deutschland im letzten Krieg.
 Dort hat sie sich als heimatlos und staatenlos empfunden und deswegen ein zweites Mal geheiratet.
 Vor Deutschland kommt Lettland. Dort ist sie in deutsche Spionage verwickelt gewesen.
 In Rutas Worten: Du darfst von einem Tiger, auf dem Du reitest, nicht absteigen.
 Ihre erste Ehe war aus Trotz und Eigenwillen entstanden und daran gescheitert.
 Immer wieder taucht ihr Vater auf: Emilis Melngailis, ein bekannter lettischer Komponist und Sammler von Volksliedern.
 In lettischen Geschichtsbüchern wird berichtet, dass er in Begleitung und unter Mithilfe seiner Tochter durch das Land zog, um unbekannte oder vergessene Lieder und Melodien zu suchen.
 Er war ein Anhänger und Freund von Leo Tolstoi.
 Bis zur russischen Revolution war er Offizier in der russischen Armee, zuletzt in Taschkent stationiert.
 Dort wurde Ruta Natalja geboren.
 Vorwärts gelesen durchzieht Rutas Leben: Krieg, behütete Jugend unter den Fittichen des Vaters, Krieg, Flucht, Heimatlosigkeit.

Nun ist sie seit 5 Jahren Rentnerin, lebt in nächster Nähe mit Sozialfamilien, Ausländern und einfachen, alten Leuten.

Sie spürt den Kontrast.

Manchmal stellt sie ihre Studienjahre in Riga, Putzarbeiten in Holland und Büroarbeiten in Deutschland trotzig lachend gegenüber, dann lässt sie einen abgrundtiefen Hass gegen ihre Mitmenschen spüren.

In der Politik ist sie auf dem Laufenden, gut, besser als ich informiert.

Sie mag starke Persönlichkeiten, genauso mag sie geistreichen Widerstand und mutige Abweichler.

Sie ist begeistert von der „Selbsthilfe Schrotthaufen“, von unseren sozialen Gegensätzen. Sie wird eine Art Großmutter für uns, bei der wir Weihnachten und Ostern feiern.

Wir seien für sie eigentlich kein Haufen sondern Hafen.

Aber die Romantik zerbricht.

Ruta ist auch bei uns eigenwillig und macht sich Feinde.

Sie will nur noch Kontakt zu mir.

Immer deutlicher zeigen sich Spuren tief-seelicher Erkrankung bei ihr, bis hin zum Wahn.

Als Freunde lässt sie nur Vögel und Katzen gelten.

Oft gibt es offenen Streit, wenn ich zwischen ihr und ihren Mitmenschen vermitteln will.

Dann stirbt ihr Enkel in Amsterdam mit zwanzig Jahren an einer Überdosis Rauschgift.

Der Enkel war ein sehr bekannter Graffiti-Maler, der in jugendlich-anarchistischer Spontanität gelebt hat.

Ruta hatte eine besondere Beziehung zu ihm.

So kommt nach einer Flucht- und Ruhephase wieder Krieg zu ihr, diesmal in Form innergesellschaftlicher und innerfamiliärer Spannung.

Für Ruta bricht eine Welt zusammen.

Sie will wieder weg, irgendwo ihren Ruheplatz suchen.

Sie macht eine Reise nach Rom.

Sie ist fromm. Als Protestantin verbindet sie mit Rom die letzte Hoffnung.

Sie schreibt von dort: Es gibt für mich keine Heimat mehr.

Etwas später stürzt sie in ihrer Wohnung, wird pflegebedürftig, leistet noch einmal Widerstand gegen äußere Hilfe, kämpft giftig gegen alle: Nachbarn, Arzt, Gemeindeschwester, Krankenhaus, gegen ihren Sohn, mich, gegen sich selbst.

Sie verweigert das Essen.

Am 2. März 1984 besuche ich sie in trostloser Stimmung.

Sie überrascht durch ihre Freundlichkeit:

Sie möchte noch einmal mit mir gemütlich Mahlzeit halten.

Wir teilen uns das Krankenhausessen.

Ich kann ihr von ihrem Garten berichten, dass Blumen hoch kämten, von denen sie glaubte, dass böse Nachbarn sie gestohlen hätten.

Sie stirbt einige Stunden später an einer Lungenembolie.

Mittwoch, Mk 15,6-15

Brücke:

Kurz deutet sich eine Sternstunde an.

Die Macht von oben öffnet sich in Pilatus dem Drängen der Menge, unmittelbar ohne deren religiöse Führer zu berücksichtigen.

Kommt die Menschenkenntnis von Pilatus mit dem Gerechtigkeitsempfinden des jüdischen Glaubens zusammen?

Die Lust am Töten oder die gewohnte Unmündigkeit scheinen stärker zu sein.

Israels langer Befreiungsweg durch die Geschichte scheint vergessen.

Er wird abgewürgt.

Diesem unbändigen Hass, dieser ungehemmten Zerstörung will sich der von oben abhängige Statthalter nicht preisgeben .

In solche Lücken der Macht schieben sich die Momente von Schuld: Schuld von einzelnen und kollektive Schuld.

Wie Jesus haben die Menschen auf der Straße, in allen Randschicksalen als die letzten Prügelknaben all das zu spüren bekommen, was andere nach unten weitergeben, um es nicht an sich selber zu erleben.

Die Letzten wiederholen ihre negative Geschichte ständig neu, indem sie die Schläge auf sich ziehen.

Dagegen stemmen sich die Vorletzten heftig.

Weiter oben lässt der Druck nach, können Worte Toleranz vortäuschen.

In der Kapitulation gelangen wir auf diesen letzten Boden der Realität.

Dort zeigen sich die ersten Schritte und Weganfänge.

Lebensgeschichte:

Erwin und Dieter, zwei Tagelöhner

Nachdem wir sechs Wochen in einer Baumschule gearbeitet haben, als Saisonarbeiter, wage ich, Erwin und Dieter zu mir zum Kaffee ein zu laden.

Ich bin überrascht, dass nur Erwin kommt, ich hatte es eher umgekehrt erwartet.

Erwin hat sich extra einen Anzug gekauft.

Er freut sich sehr über Kaffee und Kuchen.

Wie ein Schullehrer gibt er mir Erdkundeunterricht, zeigt mir auf dem Atlas genau seinen Geburtsort, der jetzt polnisch ist.

Er will etwas über das Haus wissen, in dem ich wohne.

Er wird misstrauisch, als ich erkläre, dass es irgendwie mit der Kirche zusammenhänge.

Ich sehe ihn viele Wochen nicht mehr.

Dieter treffe ich wieder beim Stämmchen, das ist der Schnelldienst vom Arbeitsamt in der Spessartstraße.

Dort bin ich jetzt häufiger, nachdem ich die Selbsthilfe Schrotthaufen nach einem Grundsatzkonflikt verlassen habe.

Ich tue mich schwer, mit den Leuten warm zu werden.

Ein ziemlich gemischter Haufen von Tagelöhnern, Arbeitslosen, Pennern, Seelisch-Kranken und Frührentnern. Sie warten auf Arbeit, plaudern, meckern, schweigen.

Mit Dieter kann ich mich über die letzte gemeinsame Arbeit unterhalten.

Wir werten sie aus: begutachten den Lohn, die Mitarbeiter und den Chef.

Dieter identifiziert sich mit dem Betrieb, lästert über Erwin, dem er nicht über den Weg traut, weil er oft unrasiert und ungewaschen ist. Er teilt das Betriebsklima, das sich über zwei junge Arbeiterinnen lustig macht, die etwas ungeschickt sind.

Nach und nach lässt er sich überreden, mit zum Frühstück zu kommen.

Er taut etwas auf.

Er gewöhnt sich schnell an die Umgebung, kommt auch manchmal von sich aus.

Von Mal zu Mal jammert er mehr über die dürftige Sozialhilfe, die vorne und hinten nicht reiche.
 Er kennt Stadtabgeordnete, die sich für ihn einsetzen, aber es hätte sich noch nichts getan.
 Schließlich leiht er Geld von mir, das ich später nur mühsam wieder zurückbekommen kann.
 Dieter sehe ich daraufhin längere Zeit nicht mehr.
 Ich bin schwierige Beziehungen gewohnt.
 Doch dieses Verhalten macht mir zu schaffen.
 Ich frage mich: Was hat Erwin misstrauisch gemacht, was liegt zwischen Dieter und mir?
 Meine Art, mein Anderssein?
 Ich spüre die Trennung.
 Zweifel melden sich, welche Wege zu den Menschen führen.
 Klammere ich mich an diese Menschen fest?
 Warum konnte ich den Kontakt nicht halten?
 Beim Stämmchen stehe ich ohne Erwin und Dieter auf verlorenem Posten.
 Ich muss ganz neu lernen, mich dort zu bewegen.
 Jeder Wortwechsel ist kostbar, jede Geste, die ich austauschen kann.
 An vielen Tagen bin ich wie versteinert.
 Alles, was zwischen mir und den Menschen liegt, meldet sich: lang versteckte Ohnmacht,
 Lähmungen, Scheu, Angst.

Erwin kommt eines Tages wieder zum Stämmchen.
 Ich begrüße ihn freudig.
 Wir finden zusammen Arbeit, im Bonner Hafen, in einer Schokoladenfabrik in Beuel.
 Er traut sich wieder in unser Haus.
 Langsam taut er auf.
 Als Fetzen sammle ich behutsam Äußerungen über sein Leben: aus der DDR geflohen, viele Jahre
 Wanderarbeiter, in Bonn hängen geblieben, vereinsamt, lehnt jede staatliche Unterstützung ab, weil
 er unsichtbare Agenten aus der DDR fürchtet.
 Wenn die Polizei beim Stämmchen Routinekontrolle macht, wird er nervös.
 Er hat nichts ausgefressen, aber er fühlt sich verfolgt.

Auch Dieter ist eines Morgens wieder da. Er tut lange Zeit so, als ob er mich nicht kenne.
 Ich muss auf ihn zugehen.
 Es hilft.
 Nur, wenn Erwin mit zum Frühstück geht, bleibt er weg.
 Er kommt dann einmal alleine.
 Er bringt Lebensmittel mit, die ihm seine Tante geschenkt hat.
 Wehe, ich hätte sie nicht angenommen.
 Er will etwas für Peter, den Strafgefangenen tun und schenkt Briefmarken.
 Als dieser sich nicht bedankt, ist er beleidigt.
 Kurz nach Rutas Tod erhalte ich eine Karte von ihm: er liegt in derselben Klinik wie sie, zwei
 Zimmer weiter, wegen einer Lungenerkrankung.
 Er war lange Zeit Bergarbeiter gewesen und ist wegen der Lunge Invalide geworden.
 Ich besuche ihn.
 Dieter hat genug Geld und geht dennoch betteln, oft bei Pfarrhäusern und Klöstern.
 Er holt sich etwas in Münzen, was ihm fehlt.
 Auch er ist Flüchtling aus der DDR.
 Wie er und Erwin sind es andere vom Stämmchen: Manni, Rainer, Siegfried, Gerd.
 Ich spüre deutsche Realität von unten.
 Sie liegt zwischen uns.

Unbewältigte Vergangenheit und nicht vollzogene Kapitulation trennen von den Schwachen und von den Schwächen un uns.

*Ich denke an meinen Vater und meine Mutter, an meine Geschwister und unsere Spannungen.
Nach dem Tod meiner Eltern schwelt noch viel Zündstoff zwischen uns Geschwistern.
Ich lerne, mich langsam auf der geschwisterlichen Ebene zu bewegen, im Kleinen, im Großen,
zwischen Erwin und Dieter, in der Kirche.
Erwin kommt jetzt fast jeden Tag mal vorbei. Er hat schon viel Misstrauen verloren.
Dieter ist wieder seit einigen Monaten verschwunden.
Ist er in Kur, ist ihm etwas passiert?*

Nachtrag (26.4.2021):

Mit Erwin verband mich eine lange Freundschaft. Wir haben viele Radtouren gemacht und auch Wandertouren im Siebengebirge. 1997 war ich in Berlin. In dieser Zeit verlor er seine Wohnung in einem leerstehenden Haus, weil es neue Eigentümer gab. Er kam einige Zeit ins Landeskrankenhaus. Nach meiner Rückkehr aus Berlin besuchte ich ihn häufig. Einmal wollte ich zwischen ihm und seinem Betreuer, einem jungen Rechtsanwalt vermitteln. Er war überzeugt, dieser würde ihm sein Geld stehlen. Ich berichtete von meinem Telefonat und meiner Meinung, das alles in Ordnung sei. Daraufhin brach er den Kontakt zu mir ab. Er ignorierte mich auf der Straße. Nur einmal lud er mich zum Kaffee ein, um mir ein Buch über seine Heimat zu zeigen. Er soll etwas später in ein Altersheim für Obdachlose in Siegburg gezogen sein. Wir trafen uns nicht mehr. Dieter habe ich schon seit der Zeit des Berichtes aus den Augen verloren.

Donnerstag, Mt, 27, 45-50

Brücke:

*Das ist die äußerste Situation,
die wir erleben können:
Von den Menschen und von Gott verlassen zu sein.
Mit all seiner Sehnsucht und Liebe schreit Jesus in diese Leere und Nacht hinein.
Wir spüren die Gefangenschaft unserer Realität,
die geöffnet werden will*

*Die Ausgestoßenen unserer Gesellschaft
sind diesem Punkt sehr nahe.
Aber es führen viele Wege um unsere Befreiung herum.
In der Begegnung mit den Letzten unter uns
können wir das Letzte in uns erfahren.*

*Die Letzten außen und das letzte in uns
kommen am Kreuz zusammen.
Wir warten hoffend auf diese existentielle Gemeinschaft,
die mit Christus befreit wird.*

Lebensgeschichte:

Gerd und Horst, die Basis

Gerd ist für uns die Basis, der Inbegriff all dessen, was an Hoffnung und Enttäuschung zusammen kommen kann, um das Leben unter den Füßen zu spüren.

1978 gründen wir die Selbsthilfe Schrotthaufen in der Heerstraße 205, dem heutigen Oscar-Romero-Haus.

Kurz vorher hatte ich Gerd beim Stämmchen, dem Schnelldienst vom Arbeitsamt, kennen gelernt, drei Tage mit ihm beim Gleisbau gearbeitet und ihm von unserem Vorhaben erzählt.

Er war der erste, der vor dem Haus auf und ab ging und auf uns wartete.

In zerlumpten Kleidern, langen Haaren, mit einem verschmitzten Lächeln behauptet er stolz: Ich studiere Germanistik. Später erklärte er, das sei ja Deutschlandkunde.

Gerd ist 1976 aus der DDR gekommen.

Die Bundesregierung hat ihn frei gekauft, weil er angeblich politischer Häftling war.

Er hatte angetrunken Hetzparolen gegen die Regierung oder Nazi-Lieder gesungen.

Dafür hatte er in Bautzen gesessen.

Er ist gelernter Seiler.

In einer Fünf-Kinder-Familie ist er das schwarze Schaf.

Gerd ist ein äußerst freundlicher und geselliger Mensch.

Unter Alkohol ist er unausstehlich.

Er krakelt, droht, bricht ein, klaut, zerkleinert Möbel.

Dann läuft er Sturm gegen alle, von denen er sich abgelehnt fühlt.

Horst ist schon 1973 zum Arbeitskreis Resozialisierung der katholischen Studentengemeinde gestoßen und hat durch alle Zeiten im Knast, in Therapie oder in Freiheit Kontakt gehalten.

An ihm haben sich fürsorgliche Frauen und ehrgeizige Männer vergeblich die Zähne ausgebissen. Jegliche Erziehungskunst hat versagt.

Horst stammt aus Dransdorf, hat seine Mutter bei seiner Geburt verloren und ist bei seiner Tante bzw. in Heimen aufgewachsen.

Sein Vater war Bauunternehmer.

Sein ältester Bruder hat die Firma nach dessen Tod ruiniert.

Horst verkörpert verdichtend den misslungenen Teil unserer Resozialisierungsbemühungen.

Gerd und Horst bilden im Schrotthaufen die vereinigte Basis, als Gegenpol zu den führenden Köpfen und tragenden Säulen der Gruppe.

Im Kontaktzentrum in der Bonner Altstadt beschäftigen beide genügend Leute, durch ihre romantische Ausstrahlung, aber auch durch die Scheiben, die sie einschlagen, oder die Schläge, die sie austeilen.

Sie lassen sich vom Alkohol beherrschen und wir uns von ihnen.

Die Nachbarn und der Vermieter sind sich einig, dass wir aus dem Schrottladen raus müssen.

Im Grunde stimmen wir zu, auch wenn wir noch der ablehnenden Gesellschaft den Spiegel vorhalten wollen.

Das gleiche Schicksal droht durch Gerd und Horst unserer Wohngemeinschaft in Duisdorf.

Dort können wir uns aber gegen Alkohol und Gewalt durchsetzen.

Wir lassen von da an die betrunkene Basis selbst in kältester Nacht vor der Tür stehen.

Wir lernen auf diese Weise endlich an der richtigen Stelle Nein zu sagen, aber häufig schmeißen wir die Menschen mit raus.

Gerd und Horst sind Alkoholiker.

Suchtkranke sind raffiniert in der Suche nach Hintertürchen.

Gerd schleicht sich zum Schlafen in den Keller und einmal bricht er auch in den Keller der Nachbarn ein.

Als ich ihn, von seiner Unschuld überzeugt, vor den Verdächtigungen des Vermieters kämpferisch in Schutz nehme, gesteht er die Tat ein und ersetzt den Schaden.

Das tut er immer, wenn sich sein schlechtes Gewissen meldet.

Denn feige ist er nicht.

Beide verschwören sich gegen uns und schleusen Alkohol in die Wohnung.

Als sie sich, auf frischer Tat ertappt, in ihrem Zimmer drohend verbunkern, schmeiße ich sie am nächsten Morgen auf die Straße.

Beide wandern noch am selben Tag in den Knast.

Horst für zwei Jahre wegen Diebstahls an einem Freund, der bei uns mitgesoffen hatte.

Gerd für eine Woche wegen einer nicht bezahlten Geldstrafe.

Gerd kehrt wieder in die Wohngemeinschaft zurück und versucht mit uns und Speedy, einem anderen Knacki, sozialtherapeutisches Wohnen.

Nach vier Wochen säuft er wieder und vertut eine Chance, wegen eines früheren versuchten Autodiebstahls Strafe auf Bewährung zu bekommen.

Die Wohngemeinschaft scheitert, weil wir uns nicht einig sind, wie wir weiter mit unserer Basis umgehen.

Parallel zur Wohngemeinschaft hatten wir eine Arbeitsgruppe aufgebaut.

Gerd und Horst sind gute Arbeiter, jedoch bestimmt die Flasche die Tage, an denen sie einsatzbereit waren.

Als wir in Ödekoven einen alternativen Betrieb für Altsachenverwertung eröffnen, bleibt unsere Basis vor der Tür.

Horst meist im Knast.

Gerd hat sich die katholische und evangelische Studentengemeinde erobert und schläft mal da und mal dort im Keller oder Garten.

Er findet auch ein zweites Mal zum Oscar-Romero-Haus, weil dort christliche Caritas noch wichtiger war als die Grenze gegen die Sucht.

Ich bekomme Sehnsucht nach der verlorenen Basis und wandere durch Deutschland, um die Kirche in ihren Gegensätzen kennen zu lernen.

Ich finde ein verborgenes Netz von Christen mit Arbeitern und Armen, kehre nach Bonn zurück und suche Asyl im Oscar-Romero-Haus.

Dort muss ich den besoffenen und gewalttätigen Teil von Gerd ein zweites Mal vor die Tür setzen bis hin zum Hausverbot.

Gerd hat inzwischen fast überall Hausverbot.

Er zieht mit Horst in den Wald bei Oberkassel.

Die beiden wohnen dort mit Hund im Zelt.

Alkohol und Verwahrlosung werden seitdem bei beiden schlimmer.

Wir sind dem gegenüber hilflos.

Um den menschlichen Kontakt ringen wir bis zum Letzten.

Einen ähnlich toten Punkt hat unsere ganze Gruppe erreicht.

Ob wir eine heilende Gemeinschaft werden können?

Nachtrag (27.April, 2021):

Horst verbrannte 1994 in einer Gartenlaube. Dort schliefen Gerd und Horst im Winter mit Einverständnis des Besitzers. Es gab dort einen Ölofen, bei dem sich wohl während des Schlafes Kohlenmonoxid gebildet hat. Horst und mit ihm sein Hund wurden betäubt und verbrannten. Gerd war in dieser Nacht nicht dabei, er wurde in einer Polizeizelle fest gehalten.

Gerd lebt heute in einem Altenheim in Bad Godesberg.

Er war vorher bei einer Frau in Mehlem untergekommen, fand so eine Art Zuhause.

Sie und eine Freundin von ihr besuchen ihn jetzt täglich.

Vor zwei Jahren wäre er fast an einer Lungenentzündung gestorben, überlebte aber zur Überraschung der Ärzte.

Er trinkt so gut wie kein Alkohol mehr.

Er hält zu einigen von uns von sich aus Kontakt.

Im letzten Jahr konnten wir noch gerade vor der Corona-Auszeit mit vielen Ehemaligen seinen Geburtstag feiern: 70 Jahre ein bewegtes Leben. Er selber kann sich noch an viele Einzelheiten erinnern.

